

Öffnungen –

Die Lebenszüge des Schachmeisters Greco

Leseprobe und Interview mit
Freerk Bulthaupt

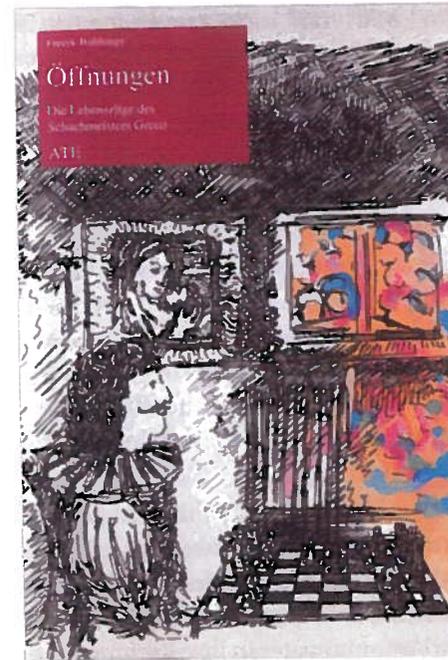
Im Juli 2014 erschien in der AT Edition Münster ein stattlicher Roman über Gioacchino Greco (1600 – ca.1630), einen der wichtigsten Schachmeister aus der Zeit vor Philidor. Wir bringen im Folgenden eine Leseprobe aus dem ersten von 48 Kapiteln und schließen daran ein Interview mit dem Berliner Autor an.

IN DER TAVERNE (Leseprobe)

Das rothaarige Schankmädchen verdrehte den Gästen der Taverne „Zum frohgemuten Märtyrer“ den Kopf. Mochte auch in den Weinkrügen, die sie den Zechern fleißig an die wurmstichigen Holztische trug, weiß Gott nicht der vom Wirt versprochene edle Tropfen perlen, so genügten doch Antonias aufreizend sinnlicher Gang, ihr von seidigen Wimpern umflorter Augenaufschlag, das kokette Vorbeugen ihres Oberkörpers, das den Blick auf zwei pralle Paradiesäpfel freigab, um die verödete Kaschemme in der Via Calabragia neu zu bevölkern und den Besuchern die Quartini gleich haufenweise aus dem Beutel zu ziehen. Der Wirt, ein schmieriger Prahlhans, der sich mit Kuppelei und kleinen Hehlergeschäften ein Zubrot verdiente, hatte mit dieser temperamentvollen Sizilianerin das große Los gezogen.

Wie die vielen anderen jungen Schwalben, die aus ärmlichen Verhältnissen im Süden Italiens stammten, war auch Antonia mit der Absicht nach Rom geflattert, hier ihr Glück zu suchen, und sie sah es als einen ersten Erfolg, daß sie beim Märtyrerwirt Arbeit, Kost und Unterkunft gefunden hatte.

Sie war meist freundlich und gut gelaunt, erfüllte klaglos ihre Pflichten und versäumte auch nicht den täglichen Kirchgang, worüber wohl so mancher Gast verwundert gewesen wäre, wenn er ihre Vergangenheit gekannt hätte: In ihrem Heimatdorf hatte ein Wandermönch sie zur Unzucht genötigt und dabei geschwängert; bevor jedoch ihr wachsender Bauch entdeckt werden konnte, verließ sie ihre Familie und brachte in Rom unbemerkt ihr Kind zur Welt, um es als gleich genauso heimlich im Drehfenster des Spitals Santo Spirito abzuladen.



Danach begann ihr neues Leben, das sie an jenem Herbstabend des Jahres 1619, von dem nun die Rede sein wird, mit einem ungewöhnlichen Menschen zusammenführte. Das war jedoch alles andere als ein Glücksfall. Denn als sie an ihn ihr Herz verschenkte, kostete es sie auch schon Kopf und Kragen.

Das Viertel in der Tiberschleife, das östlich der breiten, schnurgeraden Via Giulia das Gassengewirr bis hin zur Piazza Navona umfaßte, hatte nicht gerade den besten Ruf. Hier trieb sich viel Gesindel herum, hier war das Reich der Bettler, Ganoven und Dirnen. In der Via Calabragia (auf gut Deutsch: „Laß die Hosen run-

ter!“) kam es fast täglich zu gewalttätigen Auseinandersetzungen um die Gunst und Penunze der Freier, die selbst in der Hochburg des katholischen Glaubens, wo bei jeder Gelegenheit das Sakrale zur Schau gestellt wurde, nicht auf die Freuden des Fleisches verzichten mochten.

Daß diese Freier aus aller Herren Länder waren, hatte für Rom seine spezielle Bedeutung. Denn die vom Papst regierte Ewige Stadt, mit ihren 100 000 Bewohnern kleiner und wirtschaftlich schwächer als Palermo, Neapel oder Venedig, lebte vor allem vom Fremdenverkehr. Das Hauptkontingent der Fremden stellten die Pilger: sie belegten die Herbergen in ganz Rom mit Beschlag, und wenn sie erst ihren beschwerlichen Gang durch die sieben Bußkirchen der Stadt absolviert hatten, der ihnen immerhin 300 Jahre Fegefeuer ersparte, verspürten sie meist ihre Triebe besonders heftig. Neben den Pilgern sorgten die Mitglieder des aufgeblähten päpstlichen Verwaltungsapparats für den immensen Männerüberschuß Roms und hatten segensreichen Anteil daran, daß hier jede fünfte Frau als Hure ihr Brot verdienen konnte. Man mußte nicht einmal ein Witzbold sein, sondern nur ein wenig Wirklichkeitssinn besitzen, um die Stadt als „Schwanz der Welt“ (cauda mundi) zu besingen.

An besagtem Abend hatten sich im „Märtyrer“ nicht nur einige trinkfreudige deutsche Pilger eingenistet; es tummelten sich hier auch wie gewöhnlich spanische Soldaten, die auf dem Weg in ihr Königreich Neapel waren, Zigeuner, kleine Händler, Künstler von eigenen Gnaden, heruntergekommene Edelleute, Gelegenheitsdiebe und Spieler.

Die ausgelassene Stimmung trieb dem unvermeidlichen Höhepunkt zu. „Antonia soll tanzen!“ wurde laut und lauter gefordert. Und als der Wirt ein zustimmendes Zeichen gab, hob sie die Röcke und sprang katzengleich auf einen der dicht umlagerten Tische, löste das vom Häubchen nur mühsam gebändigte lange lockige Haar, war nun wie von roten Schlangen umzüngelt, und begann sich zu wiegen und zu drehen, sobald die Tavernenmusikanten die ersten Töne erklingen ließen. Heiße Blicke, die ein jeder auf sich bezog, warf sie ringsum, und die Musikanten spielten dazu eine wilde arabische Weise, die ins Blut ging.

In weiser Voraussicht, daß einige angetrunkene Gäste ihrer steigenden Erregung nicht mehr Herr werden würden, hatte der Wirt zwei Muskelmänner beauftragt, den allzu Zügellosen auf die Finger zu klopfen, die der Tänzerin an die Wäsche wollten. „In meinem Lokal herrschen Ordnung und Anstand“, pflegte er zu verkünden. Wen Antonia später in ihre Kammer entführte, ging ihn ja weiter nichts an, vorausgesetzt, der Freier hatte bei ihm das „Schwanzgeld“ von einem Scudo entrichtet, das er in seiner öligen Sprache als „Vermittlungsgebühr“ bezeichnete. Die sich stapelnden Scudi bescherten ihm jedenfalls einen mehr als gerechten Ausgleich für die Investitionen, durch die er den päpstlichen Behörden die Sondergenehmigung abgeluchst hatte, daß er im Wirtshaus überhaupt eine Weibsperson beherbergen durfte. Seitdem die katholische Kirche die Gegenreformation propagierte, waren die Sittengesetze strenger geworden, und es erforderte viel List und Handsalbe, sie zu umgehen.

Gänzlich ungerührt von der schrillen Musik, dem Gedränge und Gejohle, wovon die Taverne erfüllt war, ungeachtet aller Reize der glutäugigen Antonia, hockten in der hintersten Ecke zwei Männer grübelnd über einem alten Holzbrett. Der eine war ein hagerer Galgenvogel, der den zweifelhaften Ruf eines Zockerkönigs erworben hatte: in Würfel-, Karten- und Brettspielen gleichermaßen bewandert, wegen seiner erlaubten und unerlaubten Tricks gefürchtet, wartete er im „Märtyrer“ geduldig wie ein kreisender Geier auf Neuankömmlinge, mit denen er um hohe Einsätze spielen und sie am Ende nach Strich und Faden ausnehmen konnte.

Besonders selbstsicher war „Il avvoltoio“ (der Geier), wenn er, wie heute,

in seinem Lieblingsspiel zum Zuge kam: im Schach. Er hatte sein Opfer, einen Grünschnabel aus der kalabrischen Provinz, nach bewährter Methode eingelullt und ihn die erste Partie gewinnen lassen, um die Verdoppelung des Einsatzes zu erreichen. In der zweiten Partie spielte er mit Absicht verhalten, brachte den Gegner nicht in Bedrängnis, aber gab sich selbst auch keine Blöße. Und da der junge Bursche ebenfalls keine Anstalten machte, irgendetwas zu unternehmen, so daß sie sich gegenseitig völlig blockierten, einigten sie sich auf ein Unentschieden und verdreifachten für die dritte und letzte Partie den Einsatz, der nunmehr 12 Scudi betrug. Der Geier, der das Spiel mit den weißen Figuren eröffnen durfte, wollte diesmal kurzen Prozeß machen; zielstrebig stellte er seine Truppen zum Angriff bereit und nutzte die erstbeste Gelegenheit, loszuschlagen. Sein Läuferopfer riß die Königsstellung des Kalabriers auf.

Der Geier lehnte sich gemächlich zurück, überzeugt, daß sein Gegner binnen kurzem die Waffen strecken und ihm den Gewinn in klingender Münze auszahlen würde. Mit dem sachlichen Blick des Jägers, der das erlegte Tier noch ein letztes Mal mustert, bevor er es auswaidet, sah er in das hübsche Gesicht des schwarzgelockten jungen Mannes und blieb verblüfft dort hängen – nicht etwa, weil er für seine Beute plötzlich Mitleid oder gar Sympathie empfunden hätte, sondern weil in dem Gesicht geschrieben stand, daß sich sein Gegner noch keineswegs aufgegeben hatte. Nun, vielleicht fehlte dem Patzer nur der nötige Grips, um einzusehen, daß es mit ihm aus war, spekulierte der Geier, konnte jedoch nicht die warnende Stimme überhören, die sich bei Gefahr im Verzug in jedem erfahrenen Zocker meldet. Wenn er es recht bedachte, hatten die ersten beiden Partien gezeigt, daß das Bürschchen aus der Provinz keineswegs stümperhaft spielte.

Widerwillig wandte der Geier den Blick erneut dem Schachbrett zu, überprüfte noch einmal die Folgen des Läuferopfers und kam gewaltig ins Schwitzen. Ungläubig starrend erkannte er, daß es für seinen Gegner noch Rettung gab. Er hatte einfach übersehen, daß die schwarze Dame, die weit entfernt von ihrem König postiert war, über ein Zwischenschach im letzten Moment zur Verteidigung herangeführt werden konnte. Wenn das geschah, war sein Läuferopfer ein katastrophaler Fehler gewesen, und die Partie würde für ihn verlorengehen. Ja, wenn die verfluchte schwarze Dame auf irgendeinem anderen Feld stünde – nur nicht da, wo sie jetzt stand. Hölle, Kreuz und Sakrament! Voller Wut, daß ihm das sicher geglaubte Aas zu entgehen drohte, mühte sich der Geier verzweifelt, die Fassung zurückzugewinnen. Er konnte es keinesfalls darauf ankommen lassen, daß der Kalabrier die eigenen Chan-

cen nicht erkannte, und mußte handeln, bevor der nächste Zug ausgeführt worden war, und die Tatsachen auf dem Brett eine eindeutige Sprache sprachen.

Was sich unterdessen in der Taverne tat, und was der Geier beobachten konnte, während sein Gegner mit dem Rücken zur tanzenden Antonia saß, kam seinem Plan sehr zupass. Die Rothaarige, die es wohl irgendwie wurmte, daß sie die beiden Spieler im Eck nicht hatte in ihren Bann ziehen können, war vom Tisch heruntergeklettert und bahnte sich eine Gasse zu ihnen. „Donnerschlag, diese Puppe hat wirklich der Satan gemacht“, krächzte der Geier und schnalzte derart ungeniert mit der Zunge, daß der Kalabrier erschrocken vom Brett hochsah und auf seinem Stuhl herumfuhr. Antonia hatte den hübschen Burschen, der heute zum ersten Mal im „Märtyrer“ war, von Anfang an aufs Korn genommen. Jetzt stand sie, herausfordernd lächelnd und sich in den Hüften wiegend, unmittelbar vor ihm und sah sofort, daß seine Augen – obwohl sie keineswegs feindselig blickten – nicht so aufflackerten wie bei anderen Männern, daß sie etwas Kühles und Fernes hatten, das nicht so leicht in Besitz zu nehmen war. Dennoch fand sie an ihm kein Zeichen von Hochmut. Er war sauber und ordentlich gekleidet, aber trug weder Schmuck noch Samt und Seide. Mit sicherem Instinkt spürte sie, daß er kein Edelmann war, sondern eine ähnliche Herkunft hatte wie sie, und als eine jähe Wärme in ihr aufstieg, drückte sie ihm einen Kuß auf die Wange. Verspätet hob er in sanfter Abwehr die Hände, sah die junge Frau einen Augenblick fragend an und wandte sich dann, wie zur Entschuldigung die Achseln zuckend, mit einer raschen Drehung von ihr ab, um sich wieder in die Partie zu vertiefen.

Wäre es Antonia bestimmt gewesen, dem nahe bevorstehenden Unglück zu entgehen, hätte sie auf der Stelle den hartnäckigen Spieler sich selbst überlassen müssen. Aber ein unbestimmtes Gefühl zwang sie, sich nicht vom Fleck zu rühren. Hinter ihr drängten neugierige Gäste heran, die ihre Häse streckten, um einen Blick auf die Kontrahenten und ihre Partie zu erhaschen.

„Mit Verlaub“, sagte der junge Mann plötzlich zum Geier, „die Figurenstellung stimmt so nicht ganz. Meine Dame steht falsch. Wir müssen sie wieder auf das richtige Feld setzen!“

„Wieso?“ antwortete ungehalten der Geier. „Eure Dame steht schon eine ganze Weile da, wo sie jetzt ist.“

„Bei den Augen meiner Mutter“, beharrte der Kalabrier, „ich schwöre, daß die Dame noch eben auf dem Nachbarfeld stand.“

„Wie sollte sie denn Eurer Meinung nach auf das andere Feld gekommen sein?“ – „Vielleicht habt Ihr sie durch Zufall mit Eurem Ärmel gestreift und sie dabei verschoben.“

„Ich ..., sie verschoben?“ hob der Geier die Stimme. „Wollt Ihr etwa behaupten, ich hätte die Figurenstellung mit Absicht verändert?“

„Zufällig, hab' ich gesagt.“

„Du Hundsott“, schrie der Geier. „Du hängst mir falsches Spiel an, weil du total verloren bist und mir meine 12 Scudi nicht auszahlen willst. Aber das kannst du mit mir nicht machen, nicht mit mir.“

Er sprang auf, und auch den plötzlich ganz blassen Kalabrier hielt es nicht länger auf seinem Stuhl, er suchte flehentlich bei den Umstehenden Hilfe: „Hat denn nicht einer von euch gesehen, wo meine Dame...“

„Einer von denen?“ lachte der Geier höhnisch, „die haben doch alle die rote Votze beglotzt. So kommst du mir nicht davon, Dreckskerl. Du zahlst mir jetzt die 12 Scudi, oder ich verziere dir die hübsche Fratze.“

Im Tiberviertel wußte wohl jeder, daß der Geier nicht nur leere Sprüche klopfte. Er hatte oft genug bewiesen, daß er sich auf den berüchtigten „Sfregio“ (Kreuzschnitt) verstand, womit die Zuhälter Roms ihre ungehorsamen Dirnen bestrafen. Nur der Kalabrier schien davon nichts zu wissen.

„Ich hätte mich auf Euch nicht einlassen sollen und will nicht auch noch den Fehler machen, Euch die Gaunerei zu versilbern“, sagte er furchtlos und zog sein Messer.

Aber der Geier war schneller, hatte die eigene Klinge schon in der Hand, und sie mußte im nächsten Moment dem jungen Mann ins Gesicht fahren, als Antonia zum Schutzengel wurde und dazwischen sprang oder flog. Das Messer des Geiers, das nicht mehr aufzuhalten war, drang in ihre Kehle, und das Blut schoß in hellen Strömen hervor. Sie verdrehte gurgelnd die Augen und sank in die Arme des Kalabriers, der fühlte, wie ihr Körper erschlaffte.

Die Umstehenden riefen nach den Sbirren, aber der Wirt zischte: „Bloß keine Polizei!“, und ehe man sich's recht versah, hatten schon die Muskelmänner den Geier gepackt und über den Hinterausgang der Taverne auf eine unbelebte Gasse geschoben.

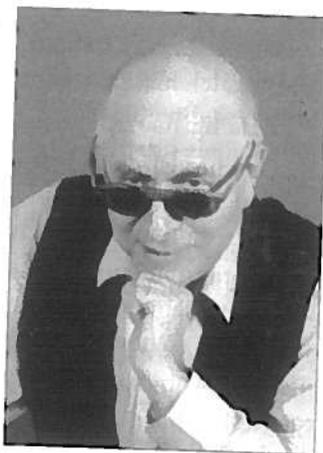
Freerk Bulthaupt, *Öffnungen: Die Lebenszüge des Schachmeisters Greco*, 642 S., 19.90 EUR (ISBN 978-3-89781-230-7). – Weitere Infos siehe das Webportal des Verlages www.at-edition.de und books.google.de. – Dr. Freerk Bulthaupt hat Geschichte und Politologie studiert, er lebt als freier Publizist in Berlin.

Interview mit dem Romanautor

Zwei kurze Bemerkungen vorab. Der Herausgeber des *Schachkalenders* kennt und schätzt den Autor schon seit vielen, oft gemeinsamen Jahren in der Berliner Schachszene, aber auch von einem lange zurückliegenden Theaterprojekt her, das nichts mit Schach zu tun hatte. 1980 führte Freerk Regie bei der Inszenierung des Tretjakow-Stückes *Ich will ein Kind haben* (entstanden ca. 1924 in Moskau). Ich hatte eine kleine Nebenrolle als Vater, der den Kinderwagen über die Bühne schieben durfte und seine Nöte mit dem Neugeborenen kundtat. Das Ensemble bestand ausschließlich aus Laiendarstellern, doch befand es die renommierte Zeitschrift *Theater Heute* damals durchaus einen bebilderten Artikel wert, was in erster Linie für Freerks Regieleistung sprach. Der Leser möge es daher als ganz natürlich empfinden, dass der Autor hier mit dem freundschaftlich-vertrauten Du angesprochen wird. – Die zweite Bemerkung betrifft die Rechtschreibung. So pflegt Freerk durchgängig die „alte“ (manche sagen: die „richtige“) Rechtschreibung, wie bereits aus der Leseprobe ersichtlich, weshalb auch seine Interviewantworten in diesem Stil verfasst sind. Ich habe keine Veranlassung, dies hier umzukrempeln (genausowenig wie bei anderen Autoren), wengleich ich selbst im Laufe der Jahre aus rein praktischen Erwägungen eine reformierte Form der reformierten Rechtschreibung angenommen habe, die inzwischen zur reinen Gewohnheit geworden ist. Genug der Nebensächlichkeiten...

Wann und wie ist die Idee entstanden, einen Roman über Greco und seine Zeit zu schreiben? Wann hast Du mit dem Schreiben begonnen?

Vor etwa 8 Jahren entdeckte ich El Greco für mich, den hochmodern anmutenden spanischen Maler mit seinen seltsam länglichen, intellektuellen Gesichtern voller Hingabe, als mich auf einmal der ignorante Gedanke heimsuchte, dieser großartige griechischstämmige Künstler könnte vielleicht identisch mit dem italienischen Schachmeister Greco sein, der mir – dem schon seit Kindesbeinen Schachinfizierten – regelmäßig beim Öffnen meiner



Dr. Freerk Bulthaupt

Schachdatei ins Auge sprang. Die Überprüfung belehrte mich zwar, daß das EL unwiderrufflich den Unterschied machte, ergab aber immerhin, daß die beiden Herren fast Zeitgenossen waren, was mich anregte, meine besondere Aufmerksamkeit den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts zuzuwenden. Ich bekam Lust, ein möglichst lebhaftes Streiflicht auf diese Zeit und einige ihrer herausragenden Persönlichkeiten zu werfen. Vielleicht im Zusammenhang mit einer biographischen Skizze Grecos? Bei der Suche nach genauen Informationen über ihn kam ich über das spärliche Internet-Material kaum hinaus, wobei die Unschärfe noch dadurch verstärkt wurde, daß weder ein Bild noch eine Beschreibung des Schachmeisters vorliegt. Diesem Übel konnte ich nur mit Hilfe der Phantasie zu Leibe rücken, und ich entschloß mich, einen historischen Roman über den Dunkelmann in Angriff zu nehmen, in den ich zwar alles von ihm Bekannte getreulich einarbeitete, darüberhinaus aber kräftig zu spinnen gedachte, ohne mich daran zu stören, daß sein Leben höchstwahrscheinlich nicht so verlaufen ist, wie ich es mir zurechtzulegen begann. Niemand konnte mir ja beweisen, daß meine Version völlig falsch oder gar unmöglich war. Jedenfalls setzte ich mir in den Kopf, Grecos historische Bedeutung aufzuwerten, um Schach auf eine Ebene mit den anderen Schönen Künsten zu heben. Damit nicht genug, brachte ich mit dem Titel „Öffnungen“ eine allgemein philosophisch-psychologische Dimension ins Spiel, weil ich um jeden Preis verhindern wollte, daß Greco in seiner schachlichen Fachidiotie steckenblieb, was eine Einschränkung des potentiellen Leser-Kreises zur Folge haben müßte.

Welches waren Deine wichtigsten Quellen zu Greco, und hast Du vielleicht manches aufgefunden, was bisher eher unbekannt war oder unbeachtet geblieben ist?

Forschungsarbeit im eigentlichen Sinne habe ich so gut wie gar nicht betrieben. Davon abgesehen, daß ich mir vom Sächsischen Landesmuseum in Dresden eine Kopie der Nancy-Handschrift (1622) zusenden ließ, nahm ich keinerlei Kontakte zu wissenschaftlichen Institutionen auf und stöberte auch nicht in den Archiven von Rom oder Florenz. Hingegen habe ich Sekundärliteratur in Hülle und Fülle durchgeackert und exzerpiert, wobei mir die aktuellen Forschungsergebnisse des Mailänder Greco-Spezialisten Sanvito zweifelsohne am nützlichsten waren.

Stimmt der Eindruck, daß Du die biographischen und historischen Fakten zwar als äußeren Rahmen „bedienst“, übrigens mit sehr vielen interessanten Details, aber im wesentlichen Deinen eigenen Romanhelden erschaffen hast, dessen abenteuerliches Leben an einen Schelmenroman erinnert?

Dieser geöffnete Greco ist zugegebenermaßen mein Homunculus. Der Roman hat allerlei schelmische Momente, zumal er nicht nur auf einer Ebene spielt. Allerdings sehe ich in Greco selbst keinen Schelm, da er niemanden überlistet, verspottet oder gar über den Tisch zieht. Er ist kein Rebell, sondern eher ein braver Diener seiner weltlichen und religiösen Auftraggeber.

Hast Du Dich beim Schreiben bewußt mit Deinem Romanhelden als einer, wie mir scheint, ziemlich tragikomischen Figur identifiziert (Stichwort: Wunschautobiographie), oder war es einfach unvermeidlich, daß in Deinem Greco zu einem Gutteil der leibhaftige Bulthaupt-Geist steckt?

In manchen Punkten mag Greco so sein, wie ich mich selbst sehe, in einigen Punkten vielleicht auch so, wie ich gern wäre, aber im wesentlichen ist er doch wohl ein Anderer. dem ich die Freiheit lassen wollte, nicht unter dem Druck meines Wesens zu ersticken. Im übrigen: Tragikomisch ist für mich nicht nur mein eigenes Leben, sondern auch das aller anderen Menschen. Im Roman kann mich die Pietät nicht davon abhalten, diese meine Wahrheit jederzeit auszusprechen.

Gab es hin und wieder Konflikte zwischen dem Romanautor und dem Historiker Bulthaupt? Könntest Du dafür vielleicht ein oder zwei Beispiele bringen?

Grundsätzlich hielt ich mich an die Regel: im Zweifelsfall für den Romanautor und gegen den Historiker. Die meisten Bauchschmerzen bereitete mir wohl meine dreiste Lüge, daß Greco sowohl am lothringischen als auch am spanischen Hof das Amt eines Hofschachspielers bekleidet hat. Außerdem war ich nicht ganz damit zufrieden, die Jesuiten über weite Strecken verzerrend als mörderisch machtgeil dargestellt zu haben, konnte mich aber dadurch ein wenig trösten, daß Greco ja den Jesuiten lebenslang dankbar bleibt – nicht zuletzt aufgrund der von mir positiv gewerteten Jugend-Erfahrungen mit seinem Lehrer Pater Renato.

Schach ist zwar allgegenwärtig in Deinem Roman, doch im Ganzen betrachtet kann oder muß man nicht unbedingt von einem Schachroman sprechen, wie schon der Titel „Öffnungen“ andeutet. Die schönen Künste, leibliche Genüsse, Politik, Religion und Philosophie haben mindestens das gleiche Gewicht in Deinem Roman. Paßt dazu der Spruch: „Schach ist eine der schönsten Nebensachen der Welt?“

Mir war es so eminent wichtig, Schach aus seiner kulturellen Isolation herauszuschießen. Mir scheint, es gibt viele gleichwertige Möglichkeiten, sich sein Leben zu erfüllen. Falls Schach im Vordergrund steht, ist es eben nicht „die schönste Nebensache der Welt“. In meinem Roman bildet Schach für Greco das Rückgrat, sein Schicksal und seine Bestimmung. Ich lasse ihn allerlei Abenteuer außerhalb des Schachs erleben, die aber für ihn keineswegs das „eigentliche“ oder „reale“ Leben verkörpern, sondern nur Grenzgänge sind, die ihn am Ende immer wieder zu seinem „Kern“ zurückführen. Als er schließlich auf Kuba nicht mehr Schach spielen kann, muß er sterben – manch Leser mag aufatmen nach 637 Seiten!

Was würdest Du sagen, wenn Schachpuristen Dir vorhielten, Dein Greco ähnele zu sehr einem Don Quichote statt einem ernsthaften Schachmeister, der bahnbrechende schachliche Erkenntnisse demonstrierte und zu Papier brachte? Immerhin wirkt es oft grotesk, wie Greco das Leben in schachlichen Bildern und Denkmustern zu verstehen und zu bewältigen versucht. Ist Greco eher eine Kunstfigur als ein realer Mensch? Vielleicht gar ein Gegenentwurf zu Nabokovs tragischem Helden Lushin?

Die Frage trifft den Nagel auf den Kopf. Don Quichote reitet gegen Windmühlen, aber auch gegen die „Schachpuristen“. Mein Greco ist kein realer Mensch und trotzdem doch, denn immerhin ist auch er aus Fleisch, Blut und Gedanken gemacht. Dass man Gedanken heutzutage immer deutlicher messen, sichtbar machen und in die „Wirklichkeit“ umsetzen kann, zeigt nicht zuletzt die rasante Entwicklung der Schachcomputer. Diese aktuelle Erfahrung habe ich auf die Greco-Story zurückprojiziert: Schach ist bei Greco allgegenwärtig, weil Gedanken seine Wirklichkeit sind. Ihm wird ein letztes Totalitätserlebnis zuteil, bevor Descartes die alte Einheit von Körper und Geist gesprengt hat. Daß ich Greco als Gegenentwurf zu Nabokovs Lushin gedacht habe, mag wohl stimmen. Lushin in seiner absurden Einsamkeit, in seiner Trotteligkeit und Lebensferne hat mich nur traurig gemacht und stieß mich sogar ab, war aber leider wohl um vieles großartiger und zutreffender als mein geschneiderter Wunsch-Greco. Übrigens: in den 90ern des letzten Jahrhunderts war es mir fast schon gelungen, Alt-Regisseur Bernhard Wicki für meinen Lushin-Drehbuchentwurf zu gewinnen (Meister Jepischin in der Rolle von Lushin?), als Wickis Tod diesem Projekt ein Ende setzte. Wenig später haben bekanntlich andere den Lushin verfilmt – in beachtlicher Form, wie ich fand, aber ohne mich vom Hocker zu reißen. Es fehlte mir vor allem die historische Schilderung des russischen Emigrantens Lebens in Berlin.